

zeithistorische Alltagsgeschichte darauf konzentriert, Entlastungsstereotype wie „Opa war kein Nazi“ zu verbreiten und zu begründen. In entwaffnender Offenheit und beeindruckender Ehrlichkeit wird hier der gegenläufige Prozess analysiert, also die Nazifizierung der Weltsicht. Höhepunkt dieser ideologischen Orientierung wird nach der Geburt des dritten Kindes im September 1943 die sorgfältig geplante und inszenierte „Lebensfeier“ (S.373–381). Die Dokumentation dieser pseudoreligiös inszenierten, zugleich als antichristlichen Manifestation praktizierte Familienfeier bildet gleichsam den Scheitelpunkt der Edition, denn in dieser Feier machen sich EO und MO als Eltern „endgültig frei [...] von den Bindungen und Fesseln kirchlicher Anschauungen“. Sie richten nun ihr eigenes Leben und die Erziehung der Kinder ganz an einer „dem germanisch-deutschen Wesen artgemäßen Weltanschauung“ aus (S.376), bestärken systemkonforme Verhaltensweisen und „rassistisch“ gedeutete Charaktereigenschaften, formulieren völkisch geprägte Zukunftswünsche und gehen gerade deshalb in den Wirrnissen der letzten Kriegsjahre auf eine Weise unter, die in ihrer tragischen Verblendung nur Entsetzen, aber keine Genugtuung beim Leser aufkommen lässt.

Mit dieser Quelle werden nicht nur die Wandlungen und zeitbedingten Spannungen des Familienlebens zwischen 1938 und 1945 sehr anschaulich präsent, sondern es wird eine Grundlagenstudie zur zeithistorischen Alltagsgeschichte geboten. Es wird deutlich, wie in der NS-Zeit durch die Amalgamierung von NS-Weltverständnis und NS-Weltsicht Lebensentwürfe und Träume entstehen, die eine Folge- und Leidensbereitschaft belegen, die sich aus einer weitgehenden Übereinstimmung mit der nationalsozialistischen Rassenlehre und ihrem Geschichts- und Weltbild erklärt und tödliche Konsequenzen nach sich zieht. Wünschenswert wäre die ähnlich dichte Fortschreibung der Lebensbewältigung dieser nun ohne Ehemann weiterlebenden Rumpffamilie nach Kriegsende, die Umorientierung in den fünfziger und sechziger Jahren.

Peter Steinbach

Claus-Wilhelm HOFFMANN (Hg.), Wilhelm Hoffmann – Leben und Wirken. Ostfildern: Thorbecke 2021. 584 S., 72 Abb. ISBN 978-3-7995-1512-2. € 29,-

Bibliothekare schwingen sich selten zu einem historischen Format auf, das den Ruf nach einer Biografie begründet erscheinen ließe. Wilhelm Hoffmann, der 1901 in Stuttgart geboren wurde und 1986 dort starb, kann als Ausnahme von dieser Regel gelten. 1945 zum Direktor der stark zerstörten Württembergischen Landesbibliothek (WLB) ernannt, war er über Jahrzehnte eine zentrale Figur, ja eine regelrechte Instanz im württembergischen Geistesleben nach dem Zweiten Weltkrieg, wobei er sich nicht nur um den Wiederaufbau, sondern auch um die Neugründung von Institutionen zur Pflege der literarischen Überlieferung bemühte. Dass dies von vornherein mit dem dezidierten Willen zu einem geistig-moralischen Neuanfang nach zwölf Jahren Nationalsozialismus verbunden war, bezeugt seine 1946 in 10.000 Exemplaren erschienene und binnen eines Jahres vergriffene zeitdiagnostische Besinnungsschrift „Nach der Katastrophe“, die den Vergleich mit Friedrich Meineckes bekannterem Werk „Die deutsche Katastrophe“ in keiner Weise zu scheuen braucht.

Auch die Neuauflage dieser einzigen Buchveröffentlichung Hoffmanns anlässlich seines 100. Geburtstags durch Hannsjörg Kowark (Stuttgart: Lithos Verlag 2001) hat indessen weder einen Biografen noch eine Biografin auf den Plan gerufen. Stattdessen hat sein Sohn Claus-Wilhelm Hoffmann die Initiative ergriffen und einen Sammelband zu „Leben und Wirken“ des schwäbischen Humanisten zusammengestellt. Statt einer historischen Außen-

perspektive dominiert die familiäre und institutionelle Binnenperspektive. So haben bis auf eine Ausnahme alle Autoren Wilhelm Hoffmann noch persönlich gekannt, und bis auf den Herausgeber sind alle für jene mit seiner Person verbundenen Institutionen tätig gewesen, die den Inhalt ihrer Beiträge bilden. Umrahmt wird das Ganze durch Claus-Wilhelm Hoffmann selbst: am Anfang mit einer langen Einleitung in Form einer Lebensschau, die die unbedingte Verehrung des Vaters durch den Sohn gar nicht erst zu verhehlen sucht, sowie einer Darstellung der „frühen Jahre“, die die familiäre Herkunft – Wilhelm Hoffmanns Vater Konrad war der letzte Oberhofprediger des württembergischen Königs Wilhelm II. –, das Studium erst der Theologie, dann der Geschichte und Pädagogik in Tübingen und Berlin, die dreijährige Tätigkeit als Leiter der Studienstiftung des deutschen Volkes in Dresden und das Bibliotheksreferendariat an der WLB bis 1933 zum Inhalt hat; am Ende mit einem Anhang zur Genealogie der „Hoff-Männer und -Frauen“ (S. 489) bis zurück in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Briefen von Hoffmann an seinen Vater und Auszügen einer von ihm fortgesetzten Chronik – geschöpft aus dem Familienarchiv und reichlich bebildert aus dem Familienalbum.

Die dazwischen liegenden Seiten sind Hoffmanns vielfältigem Wirken von 1933 an gewidmet, das von fünf Autoren in sieben Beiträgen gewürdigt wird. Der Aufsatz von Liselotte Lohrer über die Geschichte der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe und des Hölderlin-Archivs ist dabei bereits vor sechs Jahrzehnten in der Festschrift „In libro humanitas“ (Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1962) erschienen, und auch die beiden Vorträge von Ute Oelmann über „Nach der Katastrophe“ sowie Hoffmanns faszinierenden, am Ende aber gescheiterten Plan einer Wiederbelebung von Bebenhausen als „weltliches Kloster“ sind nicht mehr ganz taurisch. Eine redaktionelle Abstimmung der Beiträge aufeinander hat offensichtlich nicht stattgefunden. So sorgen massiv auftretende Redundanzen bei der Lektüre für Überdruß. Auch die formalen Diskrepanzen sind eklatant. Während die von Hoffmann gemeinsam mit dem Industriellen und Dichter Robert Boehringer betriebene Gründung der Stefan George Stiftung und des Stefan George Archivs von Ute Oelmann auf acht Seiten abgehandelt wird, und sich auch Wulf D. von Lucius in seinem konzisen Aufsatz über Wilhelm Hoffmann und die Württembergische Bibliotheksgesellschaft auf das Wesentliche beschränkt, geraten die beiden Abhandlungen von Maria Gramlich und Ulrich Ott, die gemeinsam fast die Hälfte des Bands ausmachen, förmlich aus den Fugen.

Maria Gramlich bietet anhand von Zeugnissen aus dem von ihr erschlossenen Nachlass einen detailreichen Überblick über Hoffmanns vier Jahrzehnte währende Tätigkeit an der WLB, wobei ihre Konzentration auf den „Netzwerker“ zur Folge hat, dass der Leser mit einer schier unendlichen Reihe von Namen konfrontiert wird, deren Signifikanz sich nicht immer erschließt. Deutlich wird immerhin, dass Hoffmann bildungspolitische und geistige Ziele verfolgte, die weit über den gewöhnlichen Handlungsradius eines Bibliothekars hinausgingen. Davon zeugt neben vielem anderen auch Hoffmanns Engagement für das Schiller-Nationalmuseum und, ab 1955, für das Deutsche Literaturarchiv in Marbach.

Seinem Wirken als Präsident der Deutschen Schillergesellschaft über ein Vierteljahrhundert widmet sich Ulrich Ott, der seinen zeitlebens wenig ruhmsüchtigen Protagonisten in einen eigentlich überflüssigen Konkurrenzkampf um historische Anerkennung schiebt. Dabei geht es dem früheren Direktor der Marbacher Einrichtungen in seinem Beitrag erklärtermaßen nur darum, das von seinem legendären Amtsvorgänger Bernhard Zeller gezeichnete Bild von der Gründungsgeschichte durch die Perspektive Hoffmanns zu „ergänzen“ – „nicht darum, Zellers Darstellung der Gründungsgeschichte zu korrigieren“ (S. 331). Seine

„Ergänzung“ (S. 332) gelingt Ott, indem er anhand von Hoffmanns Notizbüchern und weiterem Nachlassmaterial die Bedeutung des ehrenamtlichen Schillergesellschaftspräsidenten für das Literaturarchiv stärker zu akzentuieren weiß, als dessen Gründungsdirektor Zeller es in seinen „Marbacher Memorabilien“ (Marbach/N.: Deutsche Schillergesellschaft 1995) getan hat.

Ungeachtet seines panegyrischen Elements vermittelt der Band viele interessante Einblicke in das verdienstvolle Lebenswerk des Stuttgarter Bibliothekars. Eine aus historischer Distanz erarbeitete und stringent verfasste Biografie vermag er jedoch nicht zu ersetzen. Womöglich wäre Hoffmanns Andenken mit einer gut edierten Auswahl seiner kleineren Schriften vorerst besser gedient gewesen. Jan Eike Dunkhase

Territorial- und Regionalgeschichte

Sigrid HIRBODIAN / Katharina HUSS / Lea WEGNER (Hg.), Zentren der Macht in Schwaben (landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte 6). Ostfildern: Thorbecke 2021. 255 S. mit 54 Abb. ISBN 978-3-7995-2075-1. € 28,-

Die zehn Beiträge dieses Bandes sind aus einer Vortragsreihe im Rahmen des Studium Generale der Universität Tübingen im Jahr 2019 hervorgegangen. In ihrer Einführung umreißen die drei Herausgeberinnen das Bedeutungsspektrum des Begriffs „Zentren der Macht“, das einzelne Örtlichkeiten ebenso wie Institutionen, Familien oder Industriefirmen betreffen kann, insofern vergleichbar mit der breiten Palette an Erinnerungsorten im konkreten wie übertragenen Sinn, wie sie in der Tradition von Pierre Noras „lieux de mémoire“ immer wieder vielfältig thematisiert worden sind. Mit dem bewusst offenen Verständnis der Titelbegriffe „Schwaben“ und „Macht“ werden hier ganz unterschiedlich ausgerichtete Zentren Schwabens in großer zeitlicher Spannweite von der frühen Keltenzeit bis in die frühen 1950er Jahre hinein unter die Lupe genommen, was den Reiz dieses thematischen Reigens ausmacht.

Den Anfang machen Leif Hanse, Dirk Krause und Roberto Tarpini mit einem Überblick zur Heuneburg als frühkeltischem Machtzentrum an der oberen Donau (S. 11–31). Neben der beeindruckenden Struktur und Größe der Akropolis, Vorburg und Außensiedlung der Gesamtanlage um 600 v. Chr. kommt auch das laufende Forschungsprojekt zu den anderen Höhensiedlungen im Umkreis von 20 Kilometern um die Heuneburg zur Sprache. Zur Profilierung der Heuneburg als Handelszentrum hätte vielleicht ein konkreterer Blick auf das „weltweite“ Fundmaterial beitragen können.

Rainer Schreg widmet sich dem Hohenstaufen unter dem mit Ausrufe- wie Fragezeichen versehenen Stichwort „Mehr Mythos als Macht!?“ (S. 33–65). Dem strahlenden Mythos um die „Stammburg“ der Stauer als nationales Monument durch die Zeiten wird der archäologische Befund einer „ordinären“ Burg mit wenig beeindruckenden Ruinen gegenübergestellt. Unter dem Stichwort landschaftsarchäologische Annäherungen behandelt dann ein räumlich weit ausgreifender Abschnitt noch andere hochmittelalterliche Stammburgen, das anschließende Fazit thematisiert Burgen weniger als „quasi staatliches Herrschaftsinstrument“ denn als soziale Ressource, womit der Tübinger DFG-Sonderforschungsbereich RessourcenKulturen angesprochen wird. Abschließend setzt Schreg seiner ambivalenten Titelformulierung entgegen, dass der Hohenstaufen nicht Zentrum, wohl aber Instrument der Macht gewesen sei.